

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 7 (1823)

9 (3.3.1823)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-776155](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-776155)

Oldenburgische Blätter.

N^{ro}. 9. Montag, den 3. März, 1823.

Der Singſchwan.

Schon hatten wir durch die Zeitungen aus mehreren Gegenden Deutschlands und selbst aus England Nachricht erhalten, daß sich Schwäne gezeigt hatten, wo man sonst sie zu sehen nicht gewohnt war, und man sah dies als eine Folge des harten Winters an. Am 11. Februar wurde auch in Jever ein Schwan zum Verkauf ausgedoten, den ein Mann im Amte Friedeburg geschossen hatte. Nach seiner Erzählung hatte derselbe sich bey seinen Gänſen im Garten eingefunden, und obgleich er sehr ermattet geschienen, sich gegen seine Frau, die ihn fangen wollen, mit Zischen und Flügelſchlägen so sehr gewehrt, daß sie heftig erschrocken die Flucht genommen. Der Schwan war dennoch so lange geblieben, bis der Mann von

einem Nachbar ein Gewehr hatte leihen können, womit er ihm zwey bis drey Schrotkörner in den Kopf geschossen und ihn so getödtet hatte.

Es war keiner von den gewöhnlichen oder stummen Schwänen (*Anas olor* Linn.) sondern der schönere und seltenerere Singſchwan (*Anas cygnus* Linn.), merkwürdig durch den trompetenförmigen Bau seiner Luſtröhre,*) mittelst welcher er Töne hervorbringt, die in der Ferne angenehm klingen und zu der bekannten Dichtersage vom Schwanengesang Anlaß gegeben haben. In der Nähe soll dieser Ton laut und sehr scharf klingen und mit dem Klange einer, mittelst eines Bogens gestrichenen, schlecht gespannten Violine, saite Aehnlichkeit haben.**)

*) Sie fällt gerade hinab in die Brusthöhle, geht wieder zurück, wie eine Trompete, wird durch einen Knorpel verengert und macht dann eine zweyte Beugung, um in die Lunge zu kommen. Bechsteins Naturg. Deutschl. B. 2. S. 583.

***) Bechstein ornithologisches Taschenbuch. S. 413.



Der Singschwan ist beträchtlich größer als der gemeine oder stumme Schwan. Der in Jever gezeigte maß von der einen Flügelspitze zur andern 8 Fuß 3 Zoll hamburgisch, und von der Spitze des Schnabels bis zur Spitze des Schwanzes 5 Fuß 3 Zoll. Er wog 12 Pfund (zu 36 Loth Cöllnisch) und war mit außerordentlich dicken Federn und Dillen bedeckt.*)

Er ist nicht ganz rein weiß, sondern einige Stellen sind etwas schmutzig. Eine Wachshaut, die sich von der Wurzel des schwarzen Schnabels bis über die Nasentöcher herabzieht, so wie die in den scherenförmigen Unterkiefer schmal einziehende Kehlhaut haben eine reine gelbe Farbe. Diese und der fehlende Höcker auf dem Schnabel unterscheiden ihn von dem gemeinen Schwan, von dem er sich auch noch dadurch auszeichnet, daß er schwimmend den Hals nicht wie jener, gebogen, son-

dern gerade trägt und daß er an jeder Seite eine Rippe mehr hat. Die außerordentlich breiten Schwimmhäute zwischen den Zehen so wie die starken Fußwurzeln sind schwärzlich mit mattem dunkelgrünem Schimmer.

Er bewohnt den hohen Norden, wo er in Island und Lappland brütet, und kommt nur in vorzüglich kalten Wintern nach Deutschland und noch südlichern Gegenden, selten in großen Zügen. So sind bey Jever und in Ostfriesland in diesem Winter mehrere Züge von 5 bis 7 Stück gesehen worden, auch der zu Mückern gesehene Zug, woraus einer geschossen wurde, bestand nur aus 7 Stück.**) Seine Rückkehr in seine nordische Heimath ist als ein Anzeichen des aufgehenden Winterfrosts anzusehen.

Ausführliche Beschreibungen finden sich in Bechsteins Naturgeschichte

*) Der am 21. Jan. zu Mückern bey Leipzig geschossene Singschwan hatte von der einen Flügelspitze zur andern 7 Fuß (wahrscheinlich rheinl.) und wog 17 Pfund. Es ist also irrig, was Bechstein in seiner Naturgeschichte Deutschlands S. 582. anführt, daß er kleiner sey als der stumme Schwan. [Der in Oldenburg geschossene (s. Old. Zeit. vom 17. Febr.) maß von einer Flügelspitze zur andern 4 Ellen und wog 16½ Pfund]

**) Im Jahr 1800. kamen zwey starke Flüge, jeder von 40 bis 50 Stück an den Wehr, die sich aber bald in kleinere vertheilten. Bechstein ornith. Taschenb. S. 411. [Im Oldenburgischen haben sich in andern strengen Wintern diese Schwäne auch einzeln eingelunden, nie aber in solchen Zügen und so nahe bey bewohnten Dörfern. Ganz nahe bey der Stadt Oldenburg hinter den neuen Häusern vor dem Eversten Thore ist ein Zug von mehr als 12 Stück im Wasser schwimmend gesehen worden.]

Deutschlands B. 2. S. 581. und
in Donndorfs zoologischen Beyträge

gen, S. 694. Eine Abbildung
steht in Seligmanns Vögeln, Taf. 45.

Ueber die Subjecte, welche sich der Thierheilkunde widmen, und über den Unterricht, welchen sie in den Thier- arzneyschulen erhalten.

Schon oft sind dem Einsender von Juristen und selbst von Deconomen die Fragen vorgelegt worden: „Sind alle Thierärzte in ihrem Fache so ausgebildet, daß auf ihr *Judicium medico-chirurgicum* über Vorhanden: oder Nichtvorhandenseyn einer Krankheit, in Rechtsstreitigkeiten bey dem Viehhandel, die Partheyen, ihre Anwälde und der Richter sich sicher verlassen können?“ — „Ist es in gewissen Fällen, besonders da, wo die eine oder andere Parthey oder ihr Anwalt Zweifel gegen die Richtigkeit eines von einem gewöhnlichen Thierarzte ausgestellten Gutachtens hegen, oder da, wo mehrere Thierärzte ungleicher Meynung sind, und die Ansichten und Schlüsse ihrer Gutachten, Kunstermessen und Befundscheine von einander abweichen, nicht nöthig, daß solche zur nähern Prüfung und Beurtheilung an eine veterinärisch: medicinische Oberbehörde überwiesen werden?“ — „Kann es genügen, wenn gewöhnliche Thierärzte in ihren Gutachten, welche sie in Rechtsstreitigkeiten aus-

stellen, ihr Urtheil über Vorhanden: oder Nichtvorhandenseyn einer Krankheit, ohne Anführung der Thatsachen, welche die Inspection oder Section des Thiers an die Hand gab, aussprechen, und entbehren ihr Gutachten somit nicht der Grundlagen, worauf es gebaut seyn sollte?“ — „Kann es genügen, daß man dem gewöhnlichen Thierarzte die Untersuchungen und Sectionen der Thiere in gerichtlichen Fällen allein überläßt, ohne ein förmliches Protocoll, dem das Kunstermessen des Thierarztes angehängt wird, durch eine obrigkeitliche Person in Beyseyn der streitenden Partheyen darüber aufzuheben zu lassen?“ u. s. w.

Der Einsender wird hier die erste jener Fragen zu beantworten suchen, woraus sich dann die Beantwortung der übrigen von selbst ergibt.

Es giebt nur eine Heilkunde, und ihr Wissen bezieht sich nicht auf den menschlichen Organismus allein,



sondern auf Organismen im Allgemeinen.*) Einseitig ist es daher, unter Heilkunde bloß die Menschenheilkunde zu verstehen, und noch einseitiger, die Thierheilkunde als etwas ganz besonderes, von der Heilkunde sehr verschiedenes, anzusehen. Im Allgemeinen und Wesentlichen (in der eigentlichen Heilkunde, *Medicina theoretica*) kann durchaus keine Differenz zwischen Menschen- und Thierheilkunde Statt finden. Alle unentbehrlichen Vor- und Hülfswissenschaften für das Studium der Medicin, und die Heilkunde selbst (als Theorie) sind dem, der sich zum rationellen Arzt bildet, gleich unentbehrlich, ohne Rücksicht, ob er später Menschen- oder Thierarzt, oder beydes zugleich seyn will. Geht er aber zur praktischen Medicin (*Ars medica*) über, so zeigen sich ihm die Schwierigkeiten, die den praktischen Arzt der Menschen hindern, praktischer Thierarzt zu seyn, und den Thierarzt, der sich zum rationellen Heilkünstler bildet, praktischer Menschenarzt zu seyn; auch zeigt sich dann bey Ausübung der Thierheilkunde ein großer Unterschied rücksichtlich der zu behandelnden Thierart. Hier also, in der praktischen Medicin, zeigt sich eine eigentliche und wesentliche Differenz zwischen Menschen- und Thier-

heilkunde. Wenn demnach demjenigen, der sich zum rationellen oder wissenschaftlichen Thierarzte bildet, alle oder doch die meisten Vorkenntnisse und Hülfswissenschaften zum Studium der Heilkunde überhaupt eben so unentbehrlich sind, als dem Arzte der Menschen, so haben wir äußerst wenige Thierärzte der Art, und bey weitem die meisten sind bloße methodische Empiriker oder thierärztliche Routiniers.

Es widmen sich der Thierheilkunde leider sehr viele rohe unwissende Menschen, worunter nicht selten welche vorkommen, die kaum lesen und schreiben können. Etwa der vierte oder fünfte Theil der thierärztlichen Zöglinge auf Schulen bringt einige geringe Vorkenntnisse mit, und daher ist ein praktischer Thierarzt, der seine Studien mit den nöthigsten Vor- und Hülfswissenschaften angefangen hat, um sich zu einem wahren Arzte zu bilden, eine der seltensten Erscheinungen. Gewöhnlich wird er auch sehr bald seines Postens überdrüssig, sucht höhere thierärztliche Stellen zu erreichen, welche besser für ihn passen, oder, wenn er dies nicht kann, so hängt er doch über kurz oder lang sein Fach an den Nagel, wirft sich

*) Schon 1568. schrieb Ingrassias ein Buch über den Text: „*Quod Veterinaria medicina formaliter una eademque cum nobiliore hominis sit.*“ Aber auch unter den neuern Schriftstellern ist dieser Gegenstand häufig zur Sprache gekommen.

in andere Fächer, oder treibt Neben-
geschäfte, die ihn zuletzt ganz fesseln,
und so geht dann für den Staat und
die Wissenschaft ein Mann verloren,
der für beyde hätte wohlthätig wir-
ken können.

Der Umfang der Thierarzneykunde
ist sehr groß; sie bietet bey allen be-
trächtlichen Fortschritten, welche sie
gemacht hat, ein noch bey weitem
nicht genug bearbeitetes Feld dar;
es kostet viele Zeit, Fleiß und Geld,
um es darin zu einiger Vollkommenheit
zu bringen, mit der Zeit fortzurticken und
aus den Entdeckungen in andern ver-
wandten Wissenschaften Vortheil für
sie zu ziehen. Die Praxis des
Thierarztes ist beschwerlich, mühselig,
mit beträchtlichen Gefahren verbun-
den. Er hat dabey mit tausenderley
Vorurtheilen, mit dem dummiesten
Aberglauben der Viehbesitzer und mit
einer Legion Quacksalber zu kämpfen,
und — was wird ihm für alle diese
Mühseligkeiten, Anstrengungen und
körperliche Gefahren zu Theil? Ein

geringer, kärglicher, oft
jämmerlicher Lohn, der kaum
seine dringendsten Bedürf-
nisse sichert! — Wird unter sol-
chen Umständen ein wissenschaftlicher
Mann, dem freye Thätigkeit seines
Geistes Hauptsache seiner Existenz
geworden ist, dem innere Kraft eine
bequemere äußere Lage verspricht, sich
zu einer Beschäftigung (wie die des
praktischen Thierarztes auf dem Lande
ist) hergeben, die ihn am Geiste und
Körper zu Grunde richtet?

Der Mangel an wissenschaftlichen
Thierärzten ist für den Staat und
die Wissenschaft nachtheilig, und kann
nie durch den größten Haufen metho-
discher Routiniers zur Genüge ersetzt
werden, weil diese Letztern nicht
selbstständig handeln können. Jener
Nachtheil könnte freylich nach und
nach beseitigt werden, wenn man nur
ernstlich wollte;*) allein von der an-
dern Seite kann auch nicht geläugnet
werden, daß der gemeine Mann mehr
auf seines Gleichen hält, als auf ei-

*) S. Vermischte Beyträge zur praktischen und gerichtlichen Thierarzneykunde für
Thierärzte, Juristen etc. von J. C. H. Sander, Oberthierarzt in Braunschweig.
Berlin 1810. in der Vorrede, wo der Verfasser sagt: „Das Gesetz vermindere
die Thierarzneypfuscher und lasse keine ohne die strengste Prüfung sich an den
Thieren, die ein so bedeutendes Staatsvermögen ausmachen, sich vergreifen,
so wird sich schon alles von selbst fügen, und ein jeder, wer Thierarzte seyn
will, das zu lernen suchen, was nöthig ist, um als Thierarzt bestehen zu
können, ohne sich an die Norm einer einseitigen Bildungsanstalt zu schmie-
gen. Wenn hiedurch die Legion der Pfuscher vermindert ist, so wird sich
schwerlich ein Thierarzt weiter über seine schlechte Lage beschweren können,
und der Staat wird und muß dabey gewinnen“ u. s. w.

nen Mann einer höhern Volksclasse; er schenkt dem Thierarzte, wenn dieser ihm in Sprache, Sitten und Gewohnheiten gleicht, mehr Zutrauen als einem Gelehrten, und so kann der thierärztliche Routinier, aus dem bürgerlichen Stande genommen, wenn er wieder ins bürgerliche Leben zurücktritt, unter der gehörigen wissenschaftlichen Leitung, allerdings großen Nutzen schaffen. Aber Schaden muß er sich und dem ganzen Zwecke, wenn man ihn überall nach Willkühr und nach seinen Einfällen handeln läßt.

In denjenigen Staaten, wo man die Hindernisse, welche dem Emporkommen wissenschaftlicher Thierärzte im Wege stehen, nicht gleich wegschaffen kann oder will, sind methodische Empiriker dringendes Bedürfnis geworden, und zur Bildung derselben hat man besondere Schulen angelegt. Diese Thierarzneyschulen sind also Pevinieren zur Bildung thierärztlicher Routiniers, wie sie das Bedürfnis solcher Staaten erheischt, und wie sie einst der berühmte Keil auch für Menschenärzte in Vorschlag brachte.*)

Der gewöhnlich rohe Schüler **) tritt in eine solche Bildungsanstalt mit einem nicht zum Denken gewöhnten Geiste. Seine äußeren Sinne sind an sehr ponderable Größen, an sehr fühlbare Gegenstände gewöhnt. Seine Fassungskraft ist unbehülflich, seine Einbildungskraft roh. Alle seine bisherigen Beschäftigungen dienen nicht dazu, den äußern und innern Sinn zu verfeinern, kurz, er ist ohne geistige Bildung. In der Welt der Ideen findet der Lehrer nicht die Berührungspuncte mit ihm, deren er bedarf, um ihn zu unterrichten, um für ihn verständlich zu seyn. Er muß daher in das Gebiet der Erfahrung, der Erscheinungen, übertreten, er muß zu den äußern Sinnen seines Schülers sprechen, wenn er auf ihn wirken will; das Mitzutheilende darf also nicht Idee, es muß Erscheinung, muß Thatsache seyn.

Wenn der Unterricht des wissenschaftlichen Arztes im Naturwissenschaftlichen Felde beginnt und von allgemeinen philosophischen Ansichten der Natur und des Lebens ausgeht: so kann derselbe Weg des Unterrichtes nicht für den thierärztlichen Routinier

*) S. Pevinieren zum Unterricht ärztlicher Routiniers als Bedürfnisse des Staats nach seiner Lage wie sie ist, vom Professor Keil. Halle 1804

**) Am öftersten ein roher Schmiedejunge oder Gesell, so frisch hinterm Ambosß weg.

eingeschlagen werden. Dieser ist nur an das Auffassen sinnlicher Erscheinungen gewöhnt, und der Unterricht, den er erhält, muß daher von dem in der Erfahrung gegebenen, von dem empirischen Gesichtspuncte, ausfangen. Es wäre eine verlorne Mühe, wenn man ihm speculative Gedanken über das Grundprincip des Lebens, oder subtile Theorien von der Wirkung äußerer Potenzen auf thierische Organismen erklären wollte. Ihm würde es nur schaden, wenn man ihm von Mechanik und Dynamik, von Schwerkraft, Anziehung und Abstoßungskraft, von Cohäsionskraft, Chemismus und Magnetismus, vom künstlichen System der Pflanzen nach Linné, oder vom natürlichen nach Jussieu u. s. w. viel vorschwätze. *) Die Welt des Routiniers ist immerhalb der Erscheinungen der gemeinen Wirklichkeit beschränkt; ihm genügt die äußere Kenntniß des Realen; und alles das, was außerhalb der Sphäre des praktisch Brauchbaren liegt, oder auf diese keinen Bezug hat, bleibt aus dem

für ihn bestimmten Unterricht ganz weg.

Der thierärztliche Routinier erhält also in den Thierarzneyschulen, seiner Fassungskraft und künftigen Bestimmung gemäß, Unterricht in der Anatomie, Physiologie, Diätetik, in dem sogenannten Exterieur oder der Lehre vom Aeußern, in der Heilmittellehre, Pathologie, Therapie und Chirurgie der Hausthiere. Aus allen diesen verschiedenen Zweigen oder Haupttheilen der Heilkunde wird das für ihn Brauchbare, Passende und Begreifliche herausgehoben und in ein System von Regeln gebracht, welche ihm dann inskünftige bey seinem Heilverfahren als Richtschnur dienen.

Die sogenannte feinere Anatomie und höhere Physiologie bleibt bey diesem Unterrichte ganz aus dem Spiele; aber die gröbere Anatomie wird an Skeletten und Cadavern mit einer Umständlichkeit vortragen, die der menschlichen kaum

*) Es gehört unter die Gebrochen mancher Thierarzneynstitute, daß man dort aus dem gewöhnlichen Zögling etwas machen will, was er unmöglich werden kann. Man liest dort mehrere Wochen über die Wirkung der Nerven, über die Meynungen, ob sie hohl oder gefüllt sind; über Begattung; Electricität, Galvanismus; über die verschiedenen Systeme der Medicin von Hippokrates bis Brown und den neuern dynamischen und chemischen Schulen. Man spricht dort von dem Einflusse der Leibniz-Wolfschen Philosophie auf Arzneykunde, von Kant dem Stifter der kritischen, und von Schelling dem Begründer der Naturphilosophie. Alles böhmische Dörfer für unsern Zögling!



weicht. Auf die feinem Verzweigungen der Blutgefäße und Nerven wird keine Rücksicht genommen. Wie der thierische Körper lebt, fortwähret und aufhört zu leben; wie er empfindet und zurückwirkt, alles das sucht die Physiologie für den Routinier nicht zu enträthseln. Aber sie erzählt ihm, daß dieses geschieht, unter welchen nothwendigen Bedingungen es nur geschieht, unter welchen es unordentlich oder gar nicht geschieht. Sie sucht ihm nicht zu erklären, wie der Muskel durch den Nerven afficirt wird, aber sie macht ihm anschaulich, daß die Energie des Muskels wirklich vom Nerven abhängt. Es kümmert den Routinier wenig, warum man den Gegenstand mit zwey Augen nicht zweyfach sieht, aber seine Physiologie und Anatomie zeigt ihm, aus welchen Theilen das Auge besteht, und wie diese unmittelbar oder mittelbar zur Aufnahme und Lenkung des Lichtstrahls dienen. Alles dieses wird ihm so dargestellt, daß dadurch Kenntniß der gewöhnlichsten Augenkrankheiten bezweckt wird. Er erhält hier eine treue Vorstellung

von der Organisation des Darmcanals und vom Mechanismus des Wiederkäuens, aber um die physiologische Bedeutung dieser eigenthümlichen Function bekümmert er sich nicht, noch bemüht er sich, aus den Grundgesetzen des Lebens den letzten Grund aufzufinden, warum eine Ordnung oder Familie von Thieren ruminiren müsse und die andere nicht?

Der Jüdling tritt in der Schule gleich handelnd auf, und zwar sowohl im Anatomieaal, als im Krankenstalle. Beym Vortrage der Pathologie und Chirurgie wird auf die Kranken im Krankenstalle hingewiesen, und an diesen selbst lernt der Routinier nach dem Beyspiel seines Lehrers die Heilmethode, nimmt das was dieser über die Kranken sagt, als Glaubenssätze an, und erwirbt sich Routine. Vierteljährig wird er examinirt, und am Ende seiner Lehrjahre hat er noch eine Finalprüfung zu überstehen. Alle Prüfungen sind praktisch am Skelette und Cadaver, an pathologischen Präparaten und im Krankenstalle.

(Der Schluß folgt.)

